

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 149.

Montag, 30. Juni.

1930.

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Siemas

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Unwahrscheinlich. Immerhin, wir werden diese Eventualität in Betracht ziehen. Ich habe aber einen ganz bestimmten Grund, anzunehmen, daß hinter der Reise jemand stand, der ihr die Briefe fast wörtlich diktirte.“

„Warum vermutest du das?“

„Erstens halte ich die Briefe nicht für Reeseschen Stil. Ich glaube nicht, daß Vera Reese schreiben würde, daß sie lange mit sich gekämpft habe; ich glaube auch nicht, daß Fräulein Reese stilistisch sich der Wendung bedienen würde: „Nicht Fräulein Andersen gehört angeklagt, sondern ...“ Der Stil des kritischen Briefes kommt mir ganz natürlich vor, so, als ob jemand den Briefstil der Vera Reese nachzuahmen versucht, der sonst bessere Briefe schreibt.“

„Und zweitens?“

„Zweitens klappt ein innerer Widerspruch zwischen den beiden Briefen.“

„Verstehe ich nicht! Was meinst du damit?“

„Bitte, vergleiche den Inhalt der beiden Briefe. Was steht in dem Brief an Lammont?“

„Daß sie Lammont dem Gericht anzeigen wird, wenn er sich nicht selbst seiner Vergehen bezichtigt.“

„Wie verträgt sich dann mit diesem Briefe der Inhalt des an Irenbeil gerichteten Briefes? Warum schreibt sie an Lammont, daß sie mit ihrer Anzeige noch abwarten will, wie Lammont sich morgen verhalten wird? Und warum schreibt sie dennoch gleichzeitig an Irenbeil einen Brief, in dem sie Lammont schon denunziert?“

„Korkzieher!“ erwiderte Sam Ichter, und damit wollte er zum Ausdruck bringen, daß jene stolze Probleme aus Leidenschaft aufspüre. „Dieser sogenannte Widerspruch zwischen den beiden Briefen besagt gar nichts. Frauenzimmer sind von Natur aus unberechenbar. Die Andersen ist sogar vorhin in Ohnmacht gefallen, als ich ihren Todfeind verhaften wollte.“

„Hammer!“ revanchierte sich der Korkzieher. „Man kann Probleme nicht einfach totschlagen. Wenn Frauenzimmer auch zuweilen unberechenbar sind, so sind sie in Gefühlen wie Haß und Rache doch immer konsequent. Und wenn die Reese den Lammont wirklich so gehaßt hat, wie sie in ihren Briefen glauben machen will, dann hätte sie den Brief an Lammont anders abfassen müssen. Dann hätte sie ihm schreiben müssen, daß sie ihn angezeigt habe; nur dadurch hätte sie ihm den entsprechenden Schreck in die Glieder gejagt.“

„Und warum glaubst du, daß Fräulein Vera Reese einen so gar nicht den Gesetzen weiblicher Nachsicht entsprechenden Drohbrief an Lammont schrieb?“ fragte der Hammer. Und in seinem Ton brachte er zum Ausdruck, daß seiner Ansicht nach Fräulein Vera Reese offenbar die weiblichen Gesetze von Haß und Nachsicht anders anwandte als ein spleeniger Kriminalkommissar.

Der Korkzieher blieb unbeirrt: „Der Brief des Fräulein Reese an Lammont bekommt allerdings besondere Bedeutung dadurch, daß wir Fräulein Reese tot aufgefunden haben. Der Brief liefert uns sozusagen das Motiv dazu, warum Lammont Fräulein Reese ermordet haben könnte. Bildlich gesprochen ist dieser Brief sozusagen der Wegweiser zu Lammont als dem Mörder. Und das mißfällt mir.“

„Verstehe ich nicht.“

„Du bist verschlafen“, sagte der Korkzieher rüchloslos. „Aber es bleibt dir nicht erspart, die Suppe mit auszulöffeln. Strenge gefälltst dein Hirn an!“

Als Doktor Carsten seinem Kollegen Gambichler seine Ideen entwickelt hatte, wurde dieser kleinlaut. Und dann bekannte er: „Es geht wie gewöhnlich. Gewöhnlich hast du recht.“

„Heute hatte ich es auch allerdings besonders leicht“, sagte Doktor Carsten bescheiden. „Es ist keine besondere Kunst, Schlüsse zu ziehen, wenn man schon von vornherein weiß, welches Ergebnis herauskommen muß.“

„Aber wie kommen die Handschuhe in die Wohnung?“ fragte Gambichler, der wieder munterer geworden und bei dem der Schlaf verslogen war.

„Das weiß ich auch noch nicht. Ich denke, ich werde mir Hebe Lammont einmal vornehmen.“

„Also verlaß dich darauf, bis morgen früh habe ich das Auto gesunken, in dem die Reese samt Begleiter heute mittag vorkam. Es kann nicht so schwer sein, ein Mietauto festzustellen.“

„Gut“, sagte Doktor Carsten. „Ich werde Schuring veranlassen, daß die Verhandlung bis Mittag zurückgestellt wird. Es müßte komisch zugehen, wenn bis dahin nicht Licht in die Angelegenheit gebracht wäre.“

Und jetzt verabschiedeten sie sich. Gambichler nahm den Weg zum Polizeipräsidenten, um zu veranlassen, daß sämtliche Droschkenausfahrer vernommen würden. Doktor Carsten wollte es wagen, trotz der späten Nachtstunde, Hebe Lammont um eine Audienz anzufragen.

Gerade dem tüchtigen Kriminalisten ist der Zufall wohlwollend gesonnen. Ein Zufall war es, daß dem Kommissar Carsten der Weg zu Hebe Lammont, der überflüssig gewesen wäre, erspart blieb. Und das kam so:

Als Doktor Carsten den Weg von der Baumstraße durch den Hofgarten zu Lammonts Wohnung nahm, fiel ihm im ersten Augenblick ein Geräusch auf. Und weil Kriminalisten besonders scharfsichtig sind, und weil sie Geräusche bei Nacht mit Berufsmisträuen aufnehmen, folgte Doktor Carsten diesem geheimnisvollen Säuseln. Als er dann feststellte, daß dieses Geräusch nichts anderes war als das herzerreißende Schluchzen und Wimmern einer Frau, war er geneigt, sich über sich selbst lustig zu machen, der er hinter dem Liebeskummer eines dummen Mädchens ein kriminalistisches Geheimnis hatte suchen wollen.

Aber weil er gründlich war, wollte er dennoch feststellen, ob das Mädchen nicht am Ende einen triftigeren Grund für seine Tränen hatte als die Treulosigkeit irgendeines Liebhabers. Wenn sich nichts Kriminalistisches hinter dem Schluchzen verbarg, so doch vielleicht die Tragödie eines Weibes.

Wiewohl der Korkzieher mit einer unerschütterlichen Ruhe begnadet war, verlor er doch einen Augenblick lang die Fassung, als er in dem weinenden Weibe, das sich hilflos in der vernebelten Märznacht auf eine Hofgartenbank gelauert hatte, Lilly Behrens erkannte.

Lilly Behrens kannte Doktor Carsten nur von Ansehen

Als seine Goliathgestalt vor ihr auftauchte, schrat sie zusammen. Sie glaubte, daß er nach ihr gefahndet hätte, und ihr Schluchzen wurde noch herzzerbrechender.

Befolgt Ikenbeil meine Ratschläge derart, daß er jungen Mädchen prompt das Herz bricht? fragte sich der Korkzieher. Und weil im Falle Andersen Rechtsanwalt Ikenbeil eine handelnde Rolle spielte, interessierte er sich für die menschliche Seite des Verhältnisses Ikenbeils zu der Behrens.

Und es fiel ihm leichter, als er erwartet hatte, aus Billy Behrens die Geschehnisse dieses Tages herauszuholen.

Sie war so zermürbt, daß sie sich danach sehnte, beruhigt zu werden. Und Doktor Carsten verstand es, beruhigend zu wirken. Hinter dem Spott und dem Gleichmut, den er stets zur Schau trug, verbarg sich psychologische Meisterschaft. Die Art und der Ton seiner Fragen waren so, daß ihm Billy Behrens gern antwortete.

Er wußte, daß er bei ihrer augenblicklichen Gemütsverfassung von ihr nicht verlangen konnte, ihm eine zusammenhängende, logische und historisch getreue Schilderung der Ereignisse dieses Tages zu geben. Und darum ließ er sie sozusagen am Ende anfangen. Das jüngste Erlebnis zuerst und dann erst die weiter zurückliegenden.

„Seit wann sitzen Sie denn in dieser ekelhaften Kälte an diesem verhänglichen Platz?“

Es stellte sich heraus, daß sie gar nicht wußte, wie lange sie schon dasaß. Als sie hörte, daß Mitternacht längst vorüber war, schrat sie zusammen.

„Wann sind Sie denn von meinem Kollegen Gambichler aus der Vernehmung entlassen worden?“

Sie wußte, daß das gegen zehn Uhr gewesen war. Sie schilderte ihm dann, daß sie ihre Freundin Andersen nach der Vernehmung nach Hause gebracht hätte, weil diese sich nicht wohl befunden habe.

„Und was machten Sie, nachdem Sie sich von Ihrer Freundin Andersen verabschiedet hatten?“ fragte er. Er ahnte, daß er einen kritischen Punkt berührte.

„Mir war so elend“, betonte sie. „Die Aufregungen dieses Tages waren so groß, daß ich mich nicht dazu aufraffen konnte, schon nach Hause zu gehen.“

Der Korkzieher ahnte etwas: „Sie hatten das Bedürfnis, sich mit jemandem auszusprechen.“

Ihr Schweigen war Geständnis, der neuerdings hervorbrechende Tränenstrom Verräter. Da wagte der Korkzieher eine feste und etwas unvermittelte Frage:

„Warum hat Sie denn Ikenbeil so gekränkt?“

Sie antwortete ihm nicht. Aber er sah, wie ihr Brustkorb arbeitete und wie sie sich Mühe gab, die Herrschaft über sich zu behalten. Da legte er seine Hand beruhigend auf ihre Schulter, so wie heute morgen Ikenbeil seine Hand zuweilen auf die Schulter der Andersen gelegt hatte.

„Fassen Sie Vertrauen zu mir, Fräulein Behrens; Sie wissen, ich bin Ihr Freund.“

„Ich werde es niemals jemanden erzählen können“, schluchzte sie.

Der Korkzieher lächelte in sich hinein. Diese Behauptung verrät ihre Jugend. Und Jugend bleibt sich nicht immer konsequent. Er wußte, daß er in wenigen Minuten die ganze Wahrheit von ihr erfahren würde.

Es war rührend, wie er diese Wahrheit aus ihr herauszog. Er behandelte sie so, wie ein Vater seine Tochter.

„Sehen Sie, Fräulein Behrens, vor mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Ich habe schon graue Haare und habe bestimmt schlimmere Dinge erlebt, als Sie heute erlebt haben. Sie brauchen mich ja nicht anzuschauen, wenn Sie erzählen. Nehmen Sie Ihren Kopf in beide Hände und schließen Sie die Augen; Sie werden sehen, daß es dann geht.“

Und es ging wirklich. Billy Behrens erzählte ihm alles. Sie beichtete ihm sogar die Sünde dieses Tages.

Zehntes Kapitel.

„In jedem autändigen Kriminalfall müssen Fingerabdrücke eine Rolle spielen.“

Diese etwas bizarre und offensichtlich überspitzte Behauptung machte Herr Doktor Carsten in früher Morgen-

stunde des nächsten Tages, als es noch so dunkel war, daß die Lichter in den Wohnungen brennen mußten.

„Es ist entschieden nicht Besuchszeit“, hatte Doktor Carsten am Telephon geäußert, als er gegen sechs Uhr vormittags sich mit Lammonts Wohnung verbinden ließ. — Das hatte sich Regierungsrat Lammont, der sich noch im Schlafrod befand, als das Telephon schrillte, entschieden selbst gedacht. — „Trotzdem wäre ich Ihnen zu großem Dank verbunden, Herr Regierungsrat, wenn Sie mich möglichst sofort empfangen würden. Es handelt sich um den Fal Andersen-Reese.“

Regierungsrat Lammont hatte eine ironische Bemerkung unterdrückt, die ihm auf den Lippen lag. Er hätte gern gesagt, daß sich Doktor Carsten Höflichkeitsphrasen ersparen sollte; einem, den man im Verdacht hat, Mörder zu sein, braucht man für die Gewährung einer Audienz keinen Dank auszusprechen. Aber laut hatte er nur geäußert:

„Ich stehe in einer Viertelstunde zu Ihrer Verfügung. Soll ich in Ihr Bureau kommen oder wollen Sie mich in meiner Wohnung beehren?“

„Ich würde Sie gern in Ihrer Wohnung besuchen“, hatte der Korkzieher erwidert; „denn vielleicht möcht ich auch Ihre Schwester sprechen, und da empfiehlt es sich, daß ich Sie besuche.“

Dieses Telephongespräch war der Vorläufer des Besuchs Doktor Carstens bei Lammont. Beide Geschwister empfingen ihn. Sie waren höflich, aber nicht eben liebenswürdig. Er merkte, daß sie in ihm einen Feind sahen, und amüsierte sich darüber.

Hede Lammont wies ihn in den Sessel, in dem tags zuvor Seiden gegessen hatte. Aber mit Zigaretten wartete sie ihn nicht auf.

Doktor Carsten ging direkt auf sein Ziel los:

„Ich komme, um von Ihnen Aufklärung über zwei Punkte zu erhalten.“

Lammont verbeugte sich schweigend.

„Erster Punkt. Bitte lassen Sie mich die Hüte sehen, die Sie tragen.“

Sie sahen ihn entgeistert an. Dann begriff Hede, daß dies ein Auftrag war, der in das Hausfrauenressort fiel, und sie entfernte sich, um in Kleiderschrank ihres Bruders Umschau zu halten. (Fortf. folgt.)

Gebet.

Von Georg Mejer *).

Jetzt isses Zeit. — Du Herrgott gebb uns Kraft,
Die mot uns ringt und die uns soll besitze,
Bis se uns werd aus alle Rage blihe:
Die Kraft, des Deutschland siehlt, woas mir geschafft.

Gewaltig huun mer hie unn still unn geuß
Mot Geld unn Gut, met Herz unn Kopp gerunge,
Huun in de Brost des Deutschlandlied gesunge. —
Jetzt endlich — endlich sinn de Druck mer lus.

Die Landschaft bot — de Taunus unn de Rhei,
Erlesung kimmt, Erlesung is e Wunner,
Nuch wie de Feldberg Kollern Staa erunner
Do unserm Herz — des Schwerste is verbei.

Jetzt derf recht laut des Deutschlandlied erschalle,
Doch Deutschland, iwver alles sollste hiewe
Uns am besetzte Rhei — unn sollst uns liewe,
Weil unser Treusei hot des Reich erhalle.

Unn unser Treusei soll uns weiererbringe. —
Mer predige kaan Haß, kaan Dorchonanner.
Mer predige des Recht fier allminanner
Bis mir „Europa iwver alles“ singe.

*) Von Georg Mejer erscheint in diesen Tagen ein Bändchen Gedichte in Nassauischer Mundart „Dorch de Taunuswald melchiern Besangungs-Deube“ (im Verlag Georg Brandpeters, Idstein i. T.).

Die Freuden des Gebirges.

Von Elina.

Das Gebirge ist in erster Linie ein großes Verkehrs-
hindernis. In einigen leichter zugänglichen Teilen hat man
es ja sogar D-Bügel ermöglicht, das Gebirge zu durch-
queren. Aber selbst auf diesen Strecken ist kein rechtes Vor-
wärtsschreiten. Die Bahn schlängelt sich durch Täler, klimmt
an Bergwänden entlang, dreht sich durch Tunnels in die
Höhe. Die Kilometergeschwindigkeit ist eine ungleich ge-
ringere als in der Ebene, und von der Luftlinie ist keine
Rede mehr. In schwierigen Gegenden hilft man sich mit
Bahnrad- und Drahtseilbahnen; andere Orte sind durch Post
oder Autobus zu erreichen, und vielfach sind auch diese Ein-
richtungen nicht vorhanden. Dann muß man zu Fuß gehen.
Gelehrte haben zwar ausgerechnet, in wie viel Hundert-
tausenden oder Millionen von Jahren die Alpen bis zum
letzten Krümel von Wind und Wetter abgetragen sein
werden. Dann ist freie Bahn dem Tüchtigen. Aber so
lange kann man doch nicht warten.

Es gibt Leute, die behaupten, noch vor hundert Jahren
habe man von den Schrebnissen des Gebirges mehr ge-
sprochen als von seinen Reizen — im Gegensatz zu unserer
Zeit, wo man sich zwischen Felswänden, an jähen Ab-
hängen, auf den Gletschern und im Donner stürzender Bäche
restlos amüsiert. Ich weiß, daß es heute noch Leute gibt,
die sich fürchten. Aberhaupt: die Leute, die sich nicht fürchten,
sind doch meistens solche, die von der Gefahr keine rechte
Vorstellung haben. So werden zum Beispiel gekette Männer
von wagemutigen Frauen oder tollkühnen Kindern zu Land-
partien ermutigt, die sie, wenn es nach ihnen ginge, niemals
unternehmen würden. Es ist zumeist die Eitelkeit, die den
Menschen zwingt, über sich hinauszugehen.

Die Bewohner des Gebirges sind von Hause aus arme
Leute von guten und schlichten Sitten. Ihre Mahlzeiten
zeichnen sich durch Einfachheit aus. Wertwürdigerweise
bringen sie denjenigen Menschen, die auch in der Ebene der
Bescheidenheit huldigen und auf ihren Wanderfahrten mit
einem Büchselel Wurst und Käse fürliebnehmen, wenig
Achtung entgegen. Dagegen erweisen sie sich sehr zuvor-
kommend jener Gattung von Kulturmenschen, die einer ihnen
völlig fremden Weltanschauung anhängen, jenen Leuten, die
es mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit erwirkten, daß
Bauernwirtsstuben zu Bars, daß der Schuhplattler sich in
den Plattfüßler (deutsch: Timmo) verwandelte. Leuten, die
nicht das Taschentuch ziehen können, ohne daß einige zer-
knüllte Tausendmarktscheine herausfallen, und die auch in
moralischer Beziehung nicht über jene einfache Selbstver-
ständlichkeit verfügen, die den Gebirgler kennzeichnet. Gerade
solchen Leuten also wird in den stillen Tälern von den
Eingeborenen das liebevollste Entgegenkommen gezeigt und
über sie erst geschimpft, wenn sie weg sind.

Für einen völlig Unbefangenen ist es oft sehr schwer,
den ortsfremden Sommerfrischler vom Eingeborenen zu
unterscheiden. Zumeist kennt man sie dadurch auseinander,
daß der Gebirgler sich einer einfachen städtischen Tracht be-
dient. Die Sommerfrischler haben eine Art Nationalkostüm
angelegt, das bei den Männern das Knie nackt läßt. Die
Frauen tragen buntgeblümete Stoffe, die sehr prall anliegen
und vielfach Ausschüßen eröffnen, die man nicht für möglich
gehalten hätte.

Sehr schwer ist es mit dem Wetter im Gebirge. Regnet
es, so muß man notgedrungen zu Hause bleiben, was sehr
langweilig ist. Scheint die Sonne, so tritt ein moralischer
Zwang ein, der mit Anstrengungen, Schweißverlust und
Geldausgaben verbunden ist. Am bedenklichsten ist die
Tatsache, daß Bergführer und andere Sachverständige immer
raten, eine Partie zu einer Tageszeit anzutreten, in der man
sonst erst nach Hause zu kommen gewöhnt ist. Ein Ausbruch
um sieben, ja um sechs Uhr früh ist nichts Erstaunliches. In
diesen Fällen findet zumeist schon um halb sechs ein all-
gemeines Geden nach dem Himmel statt, um zu sehen, ob
es nicht vielleicht doch ein bißchen regne.

Am heißen und trockenen Tagen empfiehlt es sich, keine
Ausflüge zu machen. Doch ist es gut, gerade wenn man im
Dorfe bleibt, die schwersten der mit Nägeln beschlagenen
Bergschuhe anzuziehen. Auch für die Automobilsfahrten lege
man sie stets an. Man frage auch nicht nach den Gründen;
es ist so.

In der Gebirgswelt kommt man auch den Tieren wieder
näher, ja, es ereignet sich, daß sie sich einem feindselig ent-
gegenstellen; infolgedessen sind einige befehlende Worte an-

gebracht. Bisherigen werden von Hinweiskoch geht man am
besten aus dem Wege. Man kann nie wissen, was so einem
Dahen über einer Kuh einfällt. Richtet so ein Tier, was
vorkommt, auf uns im Vorübergehen einen fragenden Blick
und dreht sich womöglich nach uns um — so läßt man es
sich am besten nicht merken; man erwidert auch nicht den
Blick, was mißverstanden werden könnte. Sollten sich zum
Beispiel beim Autofahren Hunde oder Hühner in den Weg
stellen, so fährt man tunlichst über sie hinweg. Namentlich,
wenn man selbst lenkt; jedes Ausweichen gefährdet das
Leben der Insassen.

Bären trifft man in den mitteleuropäischen Gebirgen
nicht mehr. Wohl aber kann es geschehen, daß bei Aufsuchen
höherer Regionen ein Gamsbock vorüberkommt. In einem
solchen Fall verhält man sich ruhig und abwartend. Der
Gamsbock greift nur selten ungereizt den Menschen an. Was
die weibliche Gemse betrifft, so lohnt es sich hier nicht, die
etwa vorübergehende zu melken. Ihre Milch ist für den
menschlichen Genuß kaum geeignet.

Man hüte sich, Forellen, die man selbst gefangen hat,
zu essen. Man weiß nie, welche Abflachten so ein Tier da-
mit verfolgt.

Schneebrillen kauft man am besten vor Antritt der
Reise. Die in den Gebirgsorten feilgehaltenen sind meist zu
dunkel. Es schneit ja relativ selten, und nur zu Hause be-
kommt man die leichtgefärbten Gläser, die man bei Regen
aussehen kann.

Dagegen kauft man Bergstöcke und Schneepickel am besten
im Gebirge am Tage vor der Heimkehr. Man wechselt doch
zuweilen den Aufenthaltsort, und es ist lästig, die schweren
Stöcke immer mit sich herumschleppen zu müssen.

Die Philippin.

Von Lili von Baumgarten.

Gewichtig — war sie doch eine recht umfangreiche Persön-
lichkeit — spazierte sie durch mein Kinderland. Den Geschwistern
und mir war sie unheimlich. Erstens hatte sie einen Kropf und
zweitens war sie Leichenfrau, das heißt, sie wusch die Toten des
Dorfes und kleidete sie zur letzten Ruhe an. Diese Beschäftigung
mag schuld daran sein, daß sie auch im alltäglichen Leben nicht
mehr aus dem Jammern kam.

Als nicht uneinträgliche Nebenbeschäftigung hatte sie sich
erbacht, der Reihe nach alle Herrschaften im Umkreis zu besuchen.
Es hätte dem Sonn und etwas gefehlt, ohne das Erscheinen der
Philippin (Ton auf der letzten Silbe). Sie wurde immer nur
die Philippin genannt; ihren Nachnamen habe ich nie erfahren.

Schon von weitem erkannten wir sie, wie sie stetigen Schrittes
den Berg herunterkam in ihrer biedern, alten Hestentracht, von
der ein ausländischer Freund meiner Eltern einmal sagte, etwas
so merkwürdiges habe er selten gesehen: „oben wie eine Nonne,
unten wie eine Ballerine!“

Am Arm trug die Philippin immer einen geschlossenen
Hemlockkorb. Dessen pflegte sie ein Sträußchen für meine Mutter
zu entnehmen. „Ein paar Blümchen für die lieb, gut Frau Baron!“
Wir Kinder ekelten uns ein wenig vor den nach Bauernart fest
gebundenen Resten, Ledsojen oder Stiefmütterchen; sie hatten
für uns irgendwie mit den Toten zu tun, die die Philippin wusch
und ankleidete. Es war schon schlimm genug, daß wir der Alten die
Hand geben mußten, gelang es uns nicht, uns rechtzeitig in Sicher-
heit zu bringen.

Die Besuche der Philippin verliefen nach einem feststehenden
Zeremoniell. Sie ward aufgefordert, auf der Bank vorm Haus
Platz zu nehmen, und in der Küche ward Kaffee für sie bestellt.
Bis der Kaffee kam gab die Philippin in dem ihr eignen jammern-
den Tonfall ihre Reuigkeiten zum besten, und wer grade da war,
stand dabei und hörte zu. „Ach Gott, ach Gott, un's Kattrinche
hätt auch weggemacht diesen Winter. So'n junges Ding, ach
Gott, ach Gott, un hätt noch so viel leide müsse. Beim Heinrich
Mohr, bo hätt mer's ja vorher sage könne, daß es so hätt komme
müsse, ach Gott, ach Gott, aber die arm Frau un die kleine Zimmer.“

Der Kaffee veränderte den Inhalt des Redeschwails, nicht
dessen Tonart. „So'n guter Kaffee, ach Gott, ach Gott, so'n
guter Kaffee! Mein Lebtag hab ich so kein guten Kaffee tricht.
Un Zuder, ach Gott, ach Gott, wie viele, viele Jahre is des her,
daß ich zuletzt Kaffee mit Zuder drinke tät.“

Einmal erlaubte sich mein Vater in guter Laune auf diesen
Ausruf hin zu bemerken, daß es seines Wissens noch kein ganzes
Jahr her sei, seit sie bei uns Kaffee mit Zuder getrunken habe,
worauf die Philippin ein ganz merkwürdiges Gelächter anhub,
daß ihr Kropf nur so hin und her wadelte, und ein ums andre Mal
wiederholte: „Ach Gott, ach Gott, was sein der Herr Baron für
ein lustiger Mann! Was für ein lustiger Mann sein der Herr
Baron!“

Sie erhielt dann allerhand für ihren Hemlockkorb, auch etwas
bares in Papier gewickelt, bedankte sich unter ungezählten „Ach
Gott, ach Gott“, pilgerte alldann den Weg zurück, den sie gekommen

war, würdigsch, offenbar vom Bewußtsein der tadellosen Erfüllung einer gesellschaftlichen Verpflichtung erhoben

Die Philippin kam uns Kindern damals schon furchtbar alt vor; sie ist aber noch viel, viel älter geworden. Den ganzen Krieg hat sie noch miterlebt. Das hörte ich, als ich nach jahrelanger Abwesenheit wieder einmal in das stille Waldtal meiner Jugend kam und mich nach den Leuten von früher erkundigte. Da ersuhr ich auch ein laßes Geschicklein von der Philippin, das in unsre wohlzivilisierten Tage gar selten fremd hineinragt wie eine martige Mär aus rauheren Zeiten.

Als die Philippin nach Ansicht ihrer Mitmenschen garnicht mehr so recht vorwärts konnte, tat der Bürgermeister die nötigen Schritte und verschaffte ihr einen Platz im Altersheim der zuständigen Kreisstadt. Sie nahm — wie viele „Ach Gott, ach Gott“ mag das gekostet haben! — gerührten Abschied von Freunden und Bekannten, bestieg — vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben — die Eisenbahn zu fast zweistündiger Fahrt und dampfte davon. Nach vier Tagen war sie wieder da und erklärte, sie bliebe.

„Hat's Ihne dann mit gefalle im Heim?“ frug der Bürgermeister, um Aufklärung einer offensichtlich stattgehabten Katastrophe bemüht.

Doch, doch, es sei alles „wunderlichee!“ Biel zu schön für eine arme alte Frau.

Ob die Leute etwa nicht freundlich zu ihr gewesen seien? Doch, doch, gegen die Leute sei nir zu sage.

Un's Essen? Wor das vielleicht nicht recht? Nein, nein, es habe ihr „lieblich“ geschmeckt.

Warum sie dann aber um Gottes Willen davon gelaufen sei? Zuerst schwieg die Philippin, aber dann kam's heraus. „Wade hätt' ich solle.“

„Wade?“

„Sawohl, e Bad nehme. Ach Gott, ach Gott, alle Woch einmal. E Bad! Un's Wasser hab ich niemals nich vertrage, e Bad, ach Gott, ach Gott, des kann mei Tod sein, hab ich den Leute gesägt. Die habe nur gelacht und gemeint, sie seze's durch, da hab ich aber mei Momentche abgepaßt und bin heimlich davongemücht, un das sag ich Ihne, Herr Bürgermeister, lebendig bringe Sie mich nich wieder dorthin.“

Was war da zu wollen? Den Nachweis einer gewissen Rüstigkeit hatte die Philippin durch ihre mehrtlägige Fußwanderung immerhin erbracht, und Freunde und Gönner (wer weiß, vielleicht auch aus Verständnis mit der Wasserischen, die den älteren Generationen des oberheßischen Bauernschlags eigen war) legten sich für sie ins Zeug, also daß sie friedlich in ihrem alten Stübchen wohnen bleiben konnte, bis sie ein paar Jahrlein auf höhers Geheiß eine andere Wanderung antrat.

Chinesische Frauentracht.

Von E. Van D'Elzen.

Was uns bei der chinesischen Frauentracht zuerst auffällt ist, daß sie mit Ausnahme des Gesichts und der Hände keinen Körperteil unbedeckt läßt. Die Kostüme unserer Frauenwelt, bei denen die Arme und der Nacken entblößt sind, werden von den Chinesen für etwas Unanständiges und Barbarisches gehalten.

Während die Frauen der Arbeiter und Bauern sich gewöhnlich in baumwollene Stoffe kleiden, sind die weiblichen Angehörigen der Beamten und Kaufleute in Atlas, Seide oder Krepp gehüllt. Unterkleider, wie die bei uns üblichen, kennt man nicht. Nächt dem Körper wird eine aus Krepp hergestellte, eng anschließende Jade getragen, die am Hals und den Handgelenken mit Stückeri verziert ist. Ein baumwollener Gürtel schnürt den Busen eng ein. Sehr weite seidene Beinkleider, deren untere Borte prächtig bestickt ist, reichen bis an die Schuhe. Der Oberkörper ist mit einer aus Seide hergestellten, reich gestickten Tunika bedeckt, die bis an die Knie herabhängt; sie ist am Hals hochgeschloffen und lose um die Taille. Die Ärmel sind sehr weit und fallen 20 bis 30 Zentimeter über die Hände; bei kaltem Wetter werden sie als eine Art Muff benutzt. Die Hosen und die Tunika sind gewöhnlich in verschiedenen Farben, und auch die Borten, die dieselben verzieren, sind möglichst buntfarbig gehalten. Verheiratete Frauen tragen über den Hosen einen vierteiligen Atlasrod, der bis an die Schuhe herabreicht. Unverheirateten ist das Tragen dieses Gewandes verboten.

Unter der Tunika trägt die Chinesin einen breiten Seidengürtel, an dem ein Beutel, der zur Aufbewahrung kleiner Gegenstände dient, befestigt ist. Die Körperform ist durch diese Art von Kleidung vollkommen verhüllt.

Strümpfe gibt es nicht, sondern die Knöchel werden mit roten oder schwarzen Leinwandbändern umwickelt und dann mit einem gestickten Tuch bedeckt, das mit seidenen Schnüren befestigt ist. Die Schuhe sind mit Gold- und

Silberstückeren verziert. Die Anfitte des Fußschnürens hat in den letzten Jahren sehr nachgelassen.

Die Frauen der Mandarinen tragen auf der Brust- und Rückenweite ihrer Tunika eingestickt die Rangabzeichen ihres Mannes. Diese Rangabzeichen bestehen aus verschiedenen Tieren, wie zum Beispiel Storch, Goldfahne, Löwe, Tiger usw., die nach einer Sonne blicken; bei der Frau ist jedoch die Sonne auf der linken Seite des Tierbildes angebracht, anstatt rechts, wie bei dem Manne.

Weiß ist in China die Farbe der Trauer. Tritt in der Familie ein Todesfall ein, so trägt die Chinesin drei Wochen lang ein Gewand aus grober Sackleinwand. Nachher muß sie für die Dauer der übrigen Trauerzeit, die je nach dem Verwandtschaftsgrad verschieden lang bemessen ist (beim Ableben ihres Mannes beträgt sie drei Jahre), ihren Vermögensverhältnissen entsprechend weiß-seidene oder weißbaumwollene Gewänder anlegen. Während der ersten sieben Wochen der Trauer darf sie auch ihre Fingernägel nicht schneiden.

Die Chinesin, welcher Klasse sie auch angehören mag, liebt es, ihre Kleidung durch Verzierungen aller Art zu verschönern, sei es bei der armen Kulifrau auch nur eine gestickte Blume auf der baumwollenen Jade. Bei den Reichen sind meistens Drachen- oder Schmetterlingsmuster sowie die Schriftzeichen für Langlebigkeit mit Gold- oder Silberwirn in die Gewänder eingewirkt.

Die Kleidung ist heute noch dieselbe, wie sie schon vor Hunderten von Jahren war. Die Ehrfurcht, die die Chinesen dem Althergebrachten entgegenbringen, ist ja bekannt.

Das Haar wird aus dem Gesicht gekämmt getragen. Junge Mädchen flechten es zu einem Zopf, der mit einer roten Schnur zusammengebunden ist. Dies soll die bösen Geister von ihnen fernhalten. Sobald sie verheiratet ist, reißt die Chinesin ihre Haare ungefähr einen Finger breit oberhalb der Stirn aus; dadurch will sie ihrem Mann gefallen, denn bei den Chinesen gilt eine hohe Stirn als ein Zeichen der Schönheit. Anstatt des Zopfes trägt sie jetzt einen hochstehenden Knoten, der mit einer roten Schnur durchflochten ist und durch lange Nadeln zusammengehalten wird. Kahlköpfigkeit, die bei Chinesinnen öfters vorkommt, sucht sie mit schwarzer Tusche zu verdecken. Als Haarschmuck dienen frische oder künstliche Blumen und Ornamente verschiedener Art, die aus Silberperlen oder Korallen hergestellt sind. Die ärmeren Klassen gebrauchen Haarschmuck aus Messing oder Glaskorallen.

Hüte sind nicht gebräuchlich, mit Ausnahme auf dem Lande, wo die Frauen bei der Feldarbeit einen groben, aus Bambus angefertigten Hut aufsetzen, der einen Durchmesser halb so groß wie ein Regenschirm hat. In Nordchina wird von den Stäterinnen im Winter ein Stirnband getragen, in welches vorn eine echte oder unechte Perle eingesetzt ist. Alle Chinesinnen haben eine große Vorliebe für Schmuck. Sie bedecken ihre Finger und manchmal auch Fußgelenke mit Ringen, die aus Silber oder Zettsteinen hergestellt sind. Gold wird dagegen aus abergläubigen Gründen selten dazu verwendet; die Chinesinnen glauben, daß sie dadurch kinderlos bleiben.

Im Sommer ist der Fächer für die Chinesin ein unentbehrlicher Gegenstand. Mag sie reich oder arm sein, immer führt sie ihn bei sich. Gewöhnlich ist er aus Papier oder Seide hergestellt. Bei den höheren Klassen hat er einen Elfenbein- oder Sandelholzgriff. Oft ist der Fächer mit schönen Handmalereien bedeckt. Auch Gedichte aller Art werden auf ihn geschrieben.

Bei den Chinesinnen gelten lange Fingernägel als ein Zeichen der Vornehmheit. Sie tragen dieselben oft vier bis sechs Zentimeter lang. Nachts ziehen sie silberne Schutzbehälter über die Nägel, um sie vor dem Abbrechen zu bewahren. In dem Gebrauch von Schminke wird auch nicht gespart. Große Schminckere werden auf die Mitte der Unterlippe und die oberen Augenlider aufgelegt. Dadurch sollen die chinesischen Schönheitsmale hervorgehoben werden: birnschlippen, mandelförmige Augen und hochgeschwungene Augenbrauen. Auch das Innere der Handfläche und der weiße Teil der Nägel werden rot gefärbt.

Scherz und Spott

Jägerlatein. „Einmal sah ich gerade im Urwald, als ein Löwe so dicht an mich herantam, daß ich seinen Atem im Nacken fühlen konnte. Und was tat ich da?“ — Zuhörer: „Sie werden den Kraken hochgeschlagen haben.“

Gute Arbeit. „Hat Irene nicht einen frischen Teint?“ — „Ja, jeden Tag frisch.“